

Neue Untersuchungen zum destruktiven Potential von Sprache und zur Überlebensfähigkeit multilingualer Staaten

Von Holm Sundhaussen, Berlin

Sprache hat neben einer kommunikativen auch eine Identitätsstiftende und symbolische Funktion. Sie dient nicht nur der zwischenmenschlichen Verständigung, sondern gilt zugleich als „Ausweis“ ethnischer oder nationaler Identität. In weiten Teilen Europas ist (ungeachtet der Globalisierung von Kommunikationsströmen) nach wie vor die Überzeugung lebendig, dass jede Nation ihre eigene Sprache haben müsse – unabhängig von deren kommunikativer Reichweite. In dieser Überzeugung wirken jene Vorstellungen nach, die Ende des 18. Jahrhunderts von Johann Gottfried Herder breitenwirksam und folgenreich formuliert wurden. Herder betrachtete die Sprache als stärkste innere Bindung eines gesellschaftlichen Organismus. So heißt es z.B. im Aufsatz „Über die Fähigkeit zu sprechen und zu hören“: „Nur durch Sprache wird ein Volk...“ oder in der Abhandlung „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten“, dass es ohne „eine gemeinschaftliche Landes- und Muttersprache...keine gemeinsame patriotische Bildung,...kein vaterländisches Publikum“ gäbe. Sprache und das durch sie hervorgerufene Nationalbewusstsein seien nicht voneinander zu trennen. Wenn eine Nation ihre Sprache missachte (oder verliere), zerstöre sie sich selbst.¹

Wir wissen inzwischen aus der europäischen (und v.a. aus der außereuropäischen) Erfahrung, dass der Nexus Sprache – Nation nicht so unauflösbar ist wie Herder postulierte. Die Österreicher sind eine Nation, ohne dass sie die deutsche Normsprache aufgeben hätten, ebenso wenig wie die deutschsprachigen Schweizer. Und dass nicht alle, die Englisch oder Spanisch als Muttersprache sprechen, Engländer resp. Spanier sind, braucht nicht gesondert betont zu werden. Mit anderen Worten: Nation und Nationalsprache sind zwar in vielen Fällen eine enge Symbiose eingegangen, aber Herders „Horrorvision“, dass eine Nation sich selbst aufgebe, sobald sie ihre Sprache vernachlässige, hat sich nicht bewahrheitet. Und noch fragwürdiger ist das Diktum des ungarischen Aufklärers Ferenc Kazinczy von Anfang des 19. Jahrhunderts, der in Anlehnung an Herder die Missachtung der nationalen Sprache, in diesem Fall des Magyarischen, als „politischen Mord“ klassifizierte.

Am Ende des 20. Jahrhunderts hat das Streben nach nationalsprachlicher Abgrenzung in einem Teil Europas – vornehmlich in einigen postsozialistischen Ländern – ein Ausmaß bzw. eine Dynamik angenommen, die angesichts transnationaler Integrations- und Globalisierungstendenzen anachronistisch anmutet. Die symbolische, identitätsstiftende Funktion der Sprache erlangte absolute Priorität vor ihrer kommunikativen Funktion. Geradezu exemplarisch ist die Zerstörung der serbokroatischen/kroatoserbischen (bzw. der serbisch-kroatischen Bindestrich-) Gemeinschaft.

Es sei ausdrücklich betont, dass es sich nicht um einen Zerfall, sondern um die Zerstörung einer (wie immer getreten) Sprachgemeinschaft handelte. Die Destruktion war nicht das Ergebnis einer Auseinanderentwicklung sprachlicher Varietäten, kein Prozess von unten, sondern das Ergebnis gezielter Sprachpolitik, ein intentionaler Prozess.

Der Sprachpolitik fällt in multinationalen (insbesondere multilingualen) Staaten eine sensible, integrative oder desintegrative Rolle zu. Das gilt für das frühere Jugoslawien und einige seiner Nachfolgestaaten ebenso wie für Belgien, die Schweiz oder Indien. Makedonien droht derzeit nicht zuletzt wegen der Sprachproblematik in einen Bürgerkrieg zu stürzen. Die Frage, wie im zweiten jugoslawischen Staat mit der Sprachfrage umgegangen wurde, eröffnet neue Einblicke in die Vorgeschichte der Staatsvernichtung Anfang der 90er Jahre. Zwei kürzlich am Osteuropa-Institut abgeschlossene Magisterarbeiten versuchen, sich der Problematik aus unterschiedlichen Blickrichtungen zu nähern.

Ksenija Cvetkovic-Sander hat die „Sprachpolitik im sozialistischen Jugoslawien“ anhand eines breit gefächerten Quellenmaterials untersucht und den Zusammenhang von Sprache und Politik, von Sprachwissenschaft, Nationsbildungsprozessen und Nationalismus im serbokroatischen Sprachraum vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Verfassung von 1974 (mit einem Ausblick auf die nachfolgende Zeit) analysiert.² Im einzelnen werden die Träger der Sprachpolitik, ihre Konzepte und Argumente, die Positionen des Bundes der Kommunisten und der Zusammenhang von sprach- und kulturwissenschaftlichen Diskursen und Politik ins Blickfeld genommen. Die Verfasserin macht deutlich, dass der Jugoslawismus im Übergang von den 50er zu den 60er Jahren in eine tiefe Krise geriet, da die Prämissen des Konzepts entweder unrealistisch waren (weil ideologisch aufgepfropft) oder keine ungeteilte Akzeptanz fanden, zumindest nicht in Teilen der wissenschaftlichen und kulturellen Deutungseliten. Die politische Führung zeigte sich außer Stande, eine zukunftsweisende Strategie im Umgang mit den seit Ende des 19. Jahrhunderts stets virulenten „nationalen Fragen“ zu entwickeln. Eine der Folgen war der „Zerfall der sprachlichen Einheit“, treffender: ihre Zerstörung, die in mehreren Einzelschritten von der Autorin analysiert wird. Was ist Serbisch? Was ist Kroatisch? „Was spricht man eigentlich in Bosnien-Herzegowina?“ Eine gute Frage. Und wie positionierten sich die Montenegriner bei der Reformulierung von Sprachen, Nationen und Identitäten? Cvetkovic-Sander weist überzeugend nach, dass die „jugoslawischen“ Kommunisten keine kohärente Sprachpolitik hinsichtlich des Serbokroatischen betrieben und kein Konzept dafür besaßen, wie der Gründungsmythos von „Brüderlichkeit und Einheit“ auf

sprachlicher Ebene gestaltet werden sollte oder konnte. „Ein Konsens zur Lösung dringender sprachpolitischer Fragen konnte sich auf Bundesebene zwischen 1945 und 1974 nicht herausbilden. Der mit der Verfassung von 1974 erreichte Stand in den sprachpolitischen Debatten zwischen Serben, Kroaten, Muslimen und Montenegrinern ist der Abschluss einer insgesamt gesehen zentrifugalen Entwicklung und zugleich der Ausgangspunkt für die vollständige Verselbständigung der dort festgeschriebenen Varietäten in Einzelsprachen, wie sie dann in den neunziger Jahren unter den politischen Vorzeichen extremer Nationalismen Wirklichkeit werden sollten.“ (S. 214)

Der Untersuchungsgegenstand der zweiten Magisterarbeit ist einerseits thematisch breiter, andererseits regional fokussiert. Die Verfasserin, Gabrijela Boškoviæ, wendet sich der Frage zu, welche Rolle die Kultur bei der Zerstörung Jugoslawiens spielte.³ Mit einer Analyse des traditionsreichen, 1839 gegründeten, kroatischen Kulturvereins „Matica hrvatska“ versucht die Autorin, den Einfluss von Kultur (im weitesten Sinne) auf das Bewusstsein der kroatischen Öffentlichkeit sowie auf die Konstruktion von Auto- und Fremdstereotypen in der kroatischen Gesellschaft empirisch zu bestimmen. Unter Verwendung von Katerine Verderys Konzept „politics of culture“ wird die identitätsstiftende Rolle der kroatischen Intelligencija ins Zentrum gerückt. Auch hier zeichnen sich die 60er Jahre als Wendepunkt im zweiten jugoslawischen Staat ab (ähnlich wie bei Cvetkovic-Sander und in einem abgeschlossenen Forschungsprojekt über den Wandel von der inklusiven Mehrfach- zur exklusiven nationalen Identität im früheren Jugoslawien⁴). Vor dem Hintergrund dieser Krise gewinnen die kulturellen und kulturpolitischen Diskurse und Inszenierungen der 60er Jahre ihre eigentliche Bedeutung. Der kulturelle Diskurs trat an die Stelle des verbotenen politischen Diskurses: Kultur als Ersatzpolitik. Im leidenschaftlich ausgetragenen Sprachenstreit (mit dem der Normalbürger kaum etwas anfangen konnte) artikulierten sich die Brüche und Defizite in der nationalen Identitätskonstruktion. Die Zeitschriften der „Matica hrvatska“ entwickelten sich zu Sprachrohren einer zunehmend emotionalisierten Öffentlichkeit. Im Übergang von den 60er zu den 70er Jahren, insbesondere während des „kroatischen Frühlings“ von 1971 und anlässlich der Debatten über eine neue jugoslawische (und kroatische) Verfassung, verzeichnete die „Matica hrvatska“ einen gewaltigen Zustrom neuer Mitglieder und mutierte zu einer „quasi-politischen Partei“. Boškoviæ skizziert die Rekonstruktion der (vorsektaristischen) kroatischen Nationalikonographie anhand bedeutender Jahres- und Gedenktage. Sie macht deutlich, wie die wieder gefundene oder neu erfundene Nationalgeschichte zur aktuellen Abgrenzung innerhalb Jugoslawiens instrumentalisiert wurde und wie sich diese Diskussionen auf das Verhältnis zwischen Kroaten und kroatischen Serben auswirkte. Der von der „Matica“ 1971 lancierte Verfassungsentwurf (der in seinen wesentlichen Teilen Anfang der 90er Jahre realisiert wurde) brachte das Fass zum Überlaufen und veranlasste Tito zur Zerschla-

gung der kroatischen „Massenbewegung“ – sowie zur Schließung der „Matica“. Erst Ende 1990 wurde der Kulturverein wieder belebt. Aber bisher gelang es ihm nicht, seinen Platz in der Gesellschaft zurückzuerobern. Angesichts des vehementen Nationalismus im selbstständigen Kroatien unter Franjo Tudjman wurde Kultur als Ersatz für (nationale) Politik obsolet. Seither ist offen, ob die „Matica“ „elitär, populistisch oder einfach nur anachronistisch“ ist.

Die Sprachgemeinschaften im früheren Jugoslawien waren vereinzelt schon vor der Zerschlagung des Staates klein. Und seither werden sie immer kleiner. Ihre Sprecher (z.B. Slowenen, Makedonier, Montenegriner) zählen oft weniger als die Hälfte der Einwohner Berlins. Natürlich können auch Berliner und Brandenburger ihre eigenen Standardsprachen entwickeln. Doch es stellt sich die Frage, ob dies zur Bewahrung von Identität notwendig ist und der Kommunikation dient. Auf der anderen Seite muss sprachliche Vielfalt kein Hinderungsgrund für die Entwicklung einer gemeinsamen Identität (mit unterschiedlicher Mehrfachbindung) sein. Viele Beobachter des jugoslawischen Dramas haben die postjugoslawischen Kriege als Beweis dafür gewertet, dass Multikulturalität eine „Chimäre“ sei und (durch Überforderung der Menschen) Gewalt geradezu provoziere. Gegen diese These spricht die Überlebensfähigkeit einiger multinationalen, multilingualen (und multikonfessioneller) Bundesstaaten. Zum Beispiel Indien. In seiner am Südasien-Institut der Universität Heidelberg eingereichten Dissertation, für die der Unterzeichnete als Zweitgutachter fungierte, untersucht Daniel Blum Sprachnationalismus und Sprachpolitik in Indien und Jugoslawien.⁵ Blum unterscheidet zwischen den zwei Grundfunktionen der Sprache, der kommunikativen und der symbolischen, sowie drei Dimensionen von Sprachpolitik: der politischen, der linguistischen und der psychologischen Dimension. „Die beiden Staaten, um die es hier geht“, so fasst der Erstgutachter Dietmar Rothermund die Ergebnisse Blums zusammen, „sind (bzw. waren) Bundesrepubliken, in deren Bundesländern verschiedene Sprachen gesprochen werden. (...) Indien, wo die Sprachvielfalt und die regionalen Unterschiede wesentlich größer und die rechtlichen Garantien für Sprachminderheiten weit weniger deutlich vorgegeben sind, hatte weniger politische Probleme zu verzeichnen als Jugoslawien mit einer geringeren Vielfalt und – auf dem Papier – weit besser ausgearbeiteten Garantien sprachlicher Eigenständigkeit. Der Verfasser erklärt dieses Paradoxon damit, dass im demokratischen System Indiens stets die Möglichkeit gegeben war, Interessen auszuhandeln und Spannungen abzubauen, während das politische System Jugoslawiens solche Ausgleichsprozesse verhinderte. Das Zerbrechen dieses Systems führte dann zu einer chaotischen Konfliktsituation, in der sogar Unterschiede, die kaum noch bemerkbar waren, bewusst emporstilisiert wurden.“ Faszinierend ist der Vergleich zwischen den jeweiligen Abstand- und Ausbausprachen (Heinz Kloss) in Jugoslawien und Indien, z.B. zwischen Slowenisch und Tamil als Abstandsprachen auf der einen und Serbokroatisch und Hindi-Urdu oder Make-

donisch und Panjabi als Ausbausprachen auf der anderen Seite. Bei den letzteren geht es um Sprachkontinuen, die durch „Ausbau“ entweder in Richtung Konvergenz oder Divergenz getrieben werden können. Mit der kommunikativen Funktion von Sprache hat dies wenig zu tun. Dagegen sehr viel mit Politik und mit der symbolischen Funktion von Sprache. Die Auseinandersetzungen über Sprache (und Schrift: kyrillisch – lateinisch, Devanagari – Nastaliq) erweisen sich oft nur als Ausdrucksformen von „hidden conflicts“. Sobald Sprache zum Politikum wird, fällt der Qualität des politischen Systems eine Schlüsselrolle zu. Das indische System war in der Praxis viel offener und pragmatischer als das frühere jugoslawische oder das heutige makedonische. Die Rolle des Englischen als transnationales Kommunikationsmittel in Indien hat außerdem Konfliktstoff neutralisiert, der sich im ehemaligen Jugoslawien aus der faktischen (wenn auch nicht rechtlichen) Dominanz der serbischen (ekavischen) Variante des Serbokroatischen ergab. Zwar konnte auch das Englische als Sprache der vormaligen Kolonialherren in Indien symbolisch aufgeladen werden, aber diese Aufladung hat sich – zum Glück für Indien – nicht durchgesetzt.

Das Beispiel Indien (wie anderer multinationaler und –lingualer) Bundesstaaten macht deutlich, dass es keinen Automatismus gibt, der vom föderativen Staatsaufbau – oder auch nur von der Gewährung regionaler Autonomie – früher oder später zum Staatszerfall bzw. zur Separation einer Region vom Gesamtstaat führen muss.

Schon im Wintersemester 1994/95 wurde am Institut für Romanische Philologie des damaligen Fachbereichs Neue Fremdsprachliche Philologien eine Magisterarbeit über Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit im kroatischen Teil der Halbinsel Istrien abgeschlossen.⁶ Der Verfasser, Jens-Eberhard Jahn, rief eindrücklich in Erinnerung, dass Istrien in Vergangenheit und Gegenwart mit seinen kroatischen, serbischen und slowenischen Dialekten, mit Istrorumänisch, Istroromanisch, Istrovenetisch und Standarditalienisch ein Sprachbabylon im Kleinformat darstellt(e). „Da keine Kultur in sich geschlossen ist“, schreibt Jahn auf S. 135, „können wir uns einen Bikulturalismus keineswegs als Kontakt zwischen homogenen und hermetischen Kulturen vorstellen, sondern müssen über den Begriff Bikulturalismus insofern hinausgehen, als ja jede Kultur heterogen, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt und somit Grenz- und Mischkultur ist.“ Und abschließend: „Das Studium des Sprachkontakts und der Mehrsprachigkeit in Istrien ermöglicht uns...Einblicke und Erkenntnisse, die nicht nur die Sprachkontaktforschung und die Soziolinguistik bereichern, sondern die darüber hinaus Impulse für ein gleichberechtigtes Zusammenleben von Menschen verschiedener Sprache und Kultur in einem kommenden Europa der Regionen sein können.“ (S. 137)

Ob diese Botschaft auch nach Makedonien gedrungen ist?

Holm Sundhaussen ist Univ.-Professor für Südosteuropäische Geschichte am Osteuropa-Institut der FU Berlin.

- ¹ Einzelheiten bei H. Sundhaussen: Der Einfluß der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburger Monarchie. München 1973. Derzeit hält sich am Osteuropa-Institut ein kanadischer Gastwissenschaftler, Dr. Tristan Landry, als Humboldt-Stipendiat auf, der sich systematisch mit der Rezeption Herderscher Ideen in Russland beschäftigt.
- ² Ksenija Cvetkovic-Sander: Sprachpolitik im sozialistischen Jugoslawien von 1945 bis 1974: Serbokroatisch. Magisterarbeit 2001.
- ³ Gabrijela Boškoviæ: The Politics of Culture. Die Matica hrvatska in Kroatien 1966–1971. Magisterarbeit 2001.
- ⁴ Das Projekt wurde aus Mitteln der Volkswagen-Stiftung gefördert und stand unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Wolfgang Höpken (Univ. Leipzig) und H. Sundhaussen. Erste Ergebnisse werden derzeit in Belgrad unter dem Titel: Identitet: Srbi i/ili Jugosloveni? für den Druck vorbereitet.
- ⁵ Daniel Blum: Sprache und Politik. Sprachpolitik und Sprachnationalismus in der Republik Indien und im sozialistischen Jugoslawien (1945–1991). Diss. Universität Heidelberg 2000.
- ⁶ Jens-Eberhard Jahn: Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in Istrien. Die soziolinguistische Situation der italienischen Volksgruppe. Magisterarbeit 1994/95.